



HEINZ KRÖPFL

DER SEE

Eine Ausuferung

 ASARO
VERLAG

Roman



Foto: Alois Kröpfl

Heinz Kröpfl wurde 1968 in Leoben geboren und lebt in St. Michael in Obersteiermark.

Vor **„Der See. Eine Ausuferung“** veröffentlichte er folgende Bücher:

„Deus Formicarum – Der Gott der Ameisen“ Roman (Sprakensehl: Asaro Verlag 2008)

„In die Höhe. Ein Fall“ Erzählung (Sprakensehl: Asaro Verlag 2006)

„Narben und andere Lebenszeichen. Siebenundsiebzig ÜberLebensGedichte“ (Friedland: Bielefeld 2003)

„Hiob 2001“ Erzählung (Friedland: Bielefeld 2002)

„Bis zum Wendepunkt. Eine Fußballnovelle“ (Friedland: Bielefeld 1999, 2. Aufl. 2003)

„Vorsichtiges Aufatmen. Gedichte“ (Klagenfurt: Röschnar 1995)

„Ungebrochene Fragen und verlorene Tage. Gedichte“ (Graz 1995; vergriffen) und

„zwischen zeit. gedichte“ (Klagenfurt: Röschnar 1993; vergriffen)

Des Weiteren weist Kröpfl zahlreiche Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Anthologien, Literaturzeitschriften und Zeitungen aus Österreich, Deutschland, Spanien und Indien sowie im Rundfunk auf.

Weitere Informationen zu Heinz Kröpfl und seinen Büchern gibt es unter:

www.kunstboerse-steiermark.at/literatur/index.html#413

www.heinz-kroepfl.de.vu

HEINZ KRÖPFL

DER SEE

EINE AUSUFERUNG

ROMAN

ASARO VERLAG

ASARO FIRSTEDITION-REIHE

© 2010

Asaro Verlag

ISBN: 978-3-941930-28-5

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen oder Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ASARO Verlag Sprakensehl
Inh. Tanja Schröder
Printed 2010 in Germany

Covergestaltung: Tanja Schröder

Internet: www.asaro-verlag.de
E-Mail: mail@asaro-verlag.de

Jede Ähnlichkeit mit einer lebenden oder bereits verstorbenen Person wäre rein zufällig, ebenso jegliche Ähnlichkeit mit irgendwelchen Seen oder Ortschaften.

Rechtschreibung nach Dudenempfehlung. Ausgabe August 2006

Das Buch:

Eine Geschichte über Sprachlosigkeit, eine realistische Milieustudie, eine traumhaft sonderbare Liebesgeschichte und schlussendlich ein Kippen in eine mysteriöse Dramatik, sich zuspitzend auf die Frage nach der Wahrheit der Wirklichkeit:

Ein Schriftsteller – namenlos, alterslos – tritt ein mehrwöchiges Aufenthaltsstipendium an einem See an. Während er noch mit der Suche nach der *Mystik des Ufers* beschäftigt ist, was das Thema für sein zu erarbeitendes Werk darstellt, steht des Abends plötzlich eine geheimnisvolle fremde Frau vor seiner Tür. Sie verbringt mit ihm die Nacht. Dies wiederholt sich nun Tag für Tag.

Der Schriftsteller begibt sich immer verzweifelter auf die Suche nach den Worten. Doch der See hat ihn, wie es scheint, seiner Worte beraubt, und die Fremde – die kaum spricht – zieht ihn mit ihrer Erotik immer mehr in ihren Bann.

Seltsame, zunehmend unerklärliche Vorfälle ereignen sich rund um den See, der offenbar ein Eigenleben entwickelt – und die Grenzen zwischen Sein und Schein scheinen zu verschwimmen. Fällt der Schriftsteller dem Wahnsinn anheim? Begeht er tatsächlich ein Verbrechen? Was ist mit der Frau mit dem ausdruckslosen Gesicht und dem Kinderwagen, die immer wieder kurz auftaucht, um sogleich wieder verschwunden zu sein?

Und: Genügt es, einfach „nur“ geliebt zu werden? Bedarf Liebe Worte?

Und warum findet er seine Sprache nicht mehr?

Harmlos und geradezu pittoresk, als realistische Milieuschilderung über das Leben eines „kleinen“ Schriftstellers und den Literaturbetrieb beginnt dieser Roman – und entwickelt sich schließlich subtil in Richtung Mystery, surreal und bedrohlich. Doch steht dieses Mysteriöse nicht für sich allein – der Roman taucht immer tiefer ein unter die Oberfläche der so genannten Realität. Zu Grunde liegt ihm, wie unterhalb eines Wasserspiegels, letztendlich die entscheidende Frage: Wie wirklich ist die Wirklichkeit – was ist *wirklich* ...?

*In Wirklichkeit erkennen wir nichts;
denn die Wahrheit liegt in der Tiefe.*

(Demokrit, griechischer Philosoph, um 460 bis um 380 v. Chr.)

für M. C.

Es regnete *nicht*, als der Schriftsteller den Ort erreichte. Aber der Schriftsteller hatte auch keinen Regen erwartet, und ebenso war kein Regen angekündigt. Es hatte seit vier, fünf Wochen nicht mehr geregnet, keinen einzigen Tropfen. Tagsüber war es so warm, dass man sich immer noch kurzärmelig im Freien aufhalten konnte; wengleich die Abende und Nächte bereits sehr kühl wurden. Der Kalender zeigte beinahe Mitte Oktober. Und es war das dritte Jahr in Folge, in dem der Oktober ein warmes, mildes Wetter mit sich brachte.

Der Schriftsteller dachte an die globale Erderwärmung. Er dachte daran, dass ein Herbst ohne Regen einfach kein richtiger Herbst war: Es fehlte der sanfte Schleier der Melancholie, es fehlten die feuchten, schweren Wolkenfelder, es fehlte die leise, beruhigende Melodie auf das Dach fallender Tropfen. Es fehlte der Quell der Inspiration, der sich aus all dem, was sich gemeinhin unter Herbst zusammenfassen ließ, schöpfte; zumindest war es für ihn so. Wenigstens verfärbten sich die Blätter noch, so wie sie es seit ewigen Zeiten getan hatten, Herbst für Herbst seit Millionen von Jahren. Unabhängig von Temperaturen und Wetter.

Der Schriftsteller versuchte sich zu orientieren, kam auch alsbald zum angekündigten Kreisverkehr und bog dort rechts ab. Gleich nach dem Schild, das den Ortsanfang anzeigte, hatte sich eine wesentlich größere Tafel aus Holz erhoben, im Umriss wohl dem See nachempfunden, die einen Willkommensgruß trug. Hinter den Zäunen, vor gepflegt wirkenden Einfamilienhäusern sah der Schriftsteller

manchmal einen Menschen im Garten, der Laub zusammenreichte.

Diese Eindrücke, die Bilder am Straßenrand erinnerten den Schriftsteller an den Ort, von dem er kam; Heimatort wäre zu viel gesagt, Wohnort traf es besser. Auch dort verhielt es sich nicht anders um diese Jahreszeit. – Ob Orte austauschbar waren – so wie zum Beispiel Menschen? Oder waren Menschen *nicht* austauschbar? *Waren* Menschen ersetzbar? Grabreden verneinten dies jedenfalls kategorisch. – Und doch wurden immer wieder Menschen ausgetauscht, nicht nur im Fußball oder in anderen Sportarten, sondern auch an Arbeitsstätten oder in Beziehungen – *im Leben*.

Vorbei am Postamt und dann auf die nächste Abzweigung achten, nach links abbiegen ... Da kam die Abzweigung auch schon; der Schriftsteller setzte den Blinker ein und wartete, bis die beiden Autos im Gegenverkehr vorbei waren. Nun würde er also in Kürze der Frau vom Kulturverein und der Kulturreferentin der kleinen Gemeinde gegenüberstehen. Er würde eine Besprechung mit den beiden abhalten und dann wahrscheinlich sein Apartment beziehen. Der Schriftsteller wusste den genauen Ablauf, der ihm bevorstand, nicht. Immerhin war es ja sein erstes Stipendium, das ihm verliehen worden war. Für drei Wochen würde er in dem kleinen Ort, der wohl versuchte, sich in Zukunft als ernst zu nehmender Fremdenverkehrsort mit Kulturbezug zu etablieren, sein Quartier aufschlagen, am Ufer des Sees in einer kleinen Ferienwohnung, wie ihm mitgeteilt worden war. Dort sollte er ein Projekt erarbeiten, das sich mit der *Mystik des Ufers*, so der vorgegebene Arbeitstitel, beschäftigte. Eine Lesung halten und das regionale Kulturleben dadurch bereichern. So stellten sich die Verantwortlichen das vor. Am letzten Tag, am Abend vor

der Abreise, sollte er dann sein neues Werk im Volksheim präsentieren.

Noch allerdings hatte der Schriftsteller keine konkrete Idee, wie dieses Werk aussehen sollte. Er hatte zwar bei der Bewerbung um das Stipendium ein Exposé eingereicht, aber dieses war, mit Absicht, richtiger: aus Ahnungslosigkeit, ziemlich amorph und abstrakt gehalten. Auch wenn er sich, wie so oft und sozusagen aus reiner Routine heraus, um ein Stipendium beworben hatte: Der Schriftsteller hatte überhaupt nicht damit gerechnet, tatsächlich Preisträger zu werden. Es war eine unverhoffte Überraschung für ihn. In den paar Wochen, seit denen er davon wusste, hatte er sich ebenfalls kaum Gedanken machen können, hatte er doch gerade wieder einen Aushilfsjob innegehabt: in der Bezirkshauptstadt mit einer Rückenspritze herumlaufen und Gift gegen das Unkraut und das Gras spritzen, das auf den Parkwegen, auf Plätzen und an Straßenrändern wucherte. Dass er dabei von Passanten immer wieder angepöbelt worden war – *Giftmischer* war noch eine der harmloseren Bezeichnungen –, ärgerte ihn, ja traf ihn: als hätte er sich diese Tätigkeit freiwillig ausgesucht! Erst vor fünf Tagen, am Dienstag, hatte er diesen Job, mitsamt der Rückenspritze, an den Nagel hängen können, war dieses Dienstverhältnis abgelaufen; noch immer spürte er seinen Rücken und vor allem die Schwere in den Knien und in den Oberschenkeln. Aber er konnte einfach nicht allein vom Schreiben leben, was blieb ihm anderes übrig als, in Ermangelung einer Dauerstelle, sich immer wieder mit Aushilfstätigkeiten, die in der Regel untergeordneter Natur waren, durchzuschlagen zu versuchen? – Was also blieb ihm wirklich übrig? – Gute Bücher schreiben – aber der Schriftsteller schrieb keine guten Bücher. Das heißt, er schrieb vielleicht schon *gute*

Bücher – aber er schrieb keine Bestseller. Vielmehr drang er in Nischen ein, mit zunehmendem Erfolg – gerade das letzte Buch verkaufte sich immerhin recht gut, die Kritiker überschlugen sich mit Lobeshymnen und auch wurde er zu der einen oder anderen Lesung *eingeladen* – ohne sich vorher darum beworben zu haben. Aber seine Bücher waren eben allesamt keine Bestseller. Bestseller seien Bücher, die nicht die besten sind, und gerade dadurch treffen sie den Geschmack der breiten Masse, hatte der Schriftsteller einmal in irgendeinem Buch gelesen. – Ob das Buch, in dem dieser Satz stand, ein Bestseller geworden war? Der Schriftsteller ärgerte sich kurz über sich selbst, dass ihm weder Autor noch Titel des Buches einfallen wollten.

Dafür kam ihm der Gedanke – und auch darüber ärgerte er sich nun –, dass es immer wieder ehemalige Schulkollegen gab, denen er alle paar Jahre, einigen auch ein- oder zweimal im Jahr über den Weg lief und die ihn dann fragten, wann er denn endlich einen Bestseller schreibe. – Er war sicher: Sie hatten zwar so einiges *über* ihn gelesen, in den Zeitungen, aber noch nie auch nur einen einzigen Satz *von* ihm! Zumindest erwähnten sie nie etwas dergleichen.

Aber vielleicht wurde es ja in Zukunft besser (*noch* besser, sagte er sich in Gedanken), durch das Stipendium! Auch wenn er sich unmittelbar danach wieder auf dem Arbeitsamt als arbeitssuchend vormerken lassen würde, denn es würde ihn wohl kaum ein großer, namhafter Verleger mit dem Geldkoffer in der Hand an diesem See entdecken ... Aber dennoch, der Schriftsteller spürte, er stand vor einer – vielleicht sogar vor der entscheidenden – Wende in seinem Leben. –

Eine jüngere, blonde Frau von sehr schlanker Figur und mit langem, glattem Haar schickte sich an, den Zebrastrai-

fen vor ihm zu überqueren. Der dunkelblaue Kinderwagen, den sie schob, anscheinend ein älteres Modell, war fast von derselben Farbe wie ihr ebenfalls etwas altmodisch aussehendes, weiß geblühtes Kleid. Der Schriftsteller bremsete seinen Wagen ab. Die Frau blickte ohne jegliche Emotion kurz in sein Gesicht, dann auf das Autokennzeichen, dann wieder in sein Gesicht, bevor sie sich langsam in Bewegung setzte. Ihre Gesichtsfarbe war beinahe unnatürlich blass. – Als entstammte sie einer anderen Zeit, musste der Schriftsteller unwillkürlich denken. Er deutete ein Lächeln an und nickte ihr kurz zu. Die Frau, nicht unhübsch, machte einen sympathischen, wenngleich etwas sonderbaren Eindruck auf ihn.

Sie reagierte nicht auf sein Nicken, blickte ihn stattdessen weiter ausdruckslos an und lenkte dabei ihre Schritte über den Zebrastreifen. Erst als sie die Mitte der Fahrbahn überschritten hatte, wandte sie ihr Gesicht ab. Der Schriftsteller sah ihr nach, wie sie den Gehsteig betrat und der Hinweistafel in Richtung *Zentrum* folgte. Hinter ihm ertönte ein Hupen. Aufgeschreckt legte der Schriftsteller einen Gang ein und wollte losfahren. Der Motor starb ab; es war ein zu hoher Gang gewesen.

Kurz darauf kam der Schriftsteller an dem großen gelben Gasthof vorbei und folgte gleich danach dem Schild *Zum See*. Vorbei an weiteren schmucken Ein- und Zweifamilienhäusern sowie einigen drei- und viergeschossigen Mehrparteienhäusern, die ihren langen Schatten auf den Boden warfen, führte die Straße leicht bergan. Ein Supermarkt, eine Tankstelle, ein paar Geschäfte, das Rüsthaus der freiwilligen Feuerwehr und schließlich eine Café-Konditorei mischten sich in die Szenerie. Der Schriftsteller passierte die Ortsende-Tafel, fuhr bald danach durch ein kurzes, trotz

der Helligkeit des Tages dunkles Waldstück auf der Hügelkuppe – Fichten, unterbrochen von einigen Laubbäumen, Birken und vermutlich Buchen, registrierten seine Augen –, und als die Landschaft sich wieder öffnete, gab sie den Blick frei auf den See, der sich in der Senke ausbreitete.

Der See war umsäumt von Wiesen und Baum- und Gebüschgruppen, ja kleinen Wäldchen; im Hintergrund, nah am jenseitigen Ufer, erhob sich ein Berg, ein Waldrücken, dicht bewachsen mit vorwiegend Nadelbäumen. Nur ein paar Häuser und kleine Hütten lagen am Ufer verstreut. Der Schriftsteller wusste nun, wieso es in der Ausschreibung geheißen hatte, ein eigener Pkw sei von Vorteil. Auch am Telefon hatte ihn die Dame vom Kulturverein ausdrücklich darauf hingewiesen, und ohne sich groß Gedanken darüber zu machen, hatte er dies zur Kenntnis genommen. Dass der See nach der Gemeinde benannt war, lag wohl daran, dass der Ort dem See am nächsten lag; es mochte vielleicht auch aus fremdenverkehrsrelevanten Gründen so sein. Auch wenn das Gemeindegebiet durchaus den See umschließen oder wenigstens an ihn angrenzen mochte. Oder vielleicht gehörte der See sogar der Gemeinde.

Das Ufer schien, soweit er es vom Straßenrand aus, an dem er angehalten hatte, überblicken konnte, von ein paar einzelnen Anglern und einigen wenigen Spaziergängern abgesehen menschenleer. Im Sommer, stellte sich der Schriftsteller vor, dürfte hier zweifelsohne ein reger Betrieb herrschen; im Winter fror der See vielleicht zu und wurde womöglich zum Eislaufen genutzt. Winter – die globale Erderwärmung kam dem Schriftsteller wieder in den Sinn und er fragte sich, ob in ein paar Jahren ein Winter in diesen Breiten tatsächlich noch, wenigstens ansatzweise, ein sol-

cher sein würde: mit Kälte und Schnee und Eis. Er dachte zurück an die Schneemengen in seiner Kindheit – *das* seien noch Winter gewesen. – Was, wenn es überhaupt keine Winter mehr gäbe? Nirgendwo – nicht einmal an den Polkappen?

Der Schriftsteller blickte auf die Uhr und fuhr wieder los, den Hügel hinunter, folgte unten dem Schild und dem Pfeil und bog von der Straße auf den Zufahrtsweg ein, überquerte eine hölzerne Brücke. Nur wenige Meter danach wechselte der Straßenbelag von Asphalt auf Schotter, zugleich war eine Tafel mit einer Geschwindigkeitsbeschränkung aufgestellt. Erstmals konnte der Schriftsteller aus der Nähe einen kurzen Blick auf den See werfen, bevor ihn Gebüsch wieder verdeckte. Hinter dem Parkplatz, der sich bald darauf auf der Uferseite erstreckte und auf dem sich nur wenige Autos befanden, lag ein kleiner *Freizeitpark*; ein paar Tennisplätze taten sich dem Blick auf. Danach stand ein Schranken über dem Weg offen. Unterhalb eines Fahrverbotsschildes für Kraftfahrzeuge war zu lesen: *Ausgenommen Berechtigte*. Der Schriftsteller passierte den Schranken; rechts erhob sich der bewaldete Berg, links verdeckten nun ebenfalls Fichten das Seeufer. Als die Bäume den Blick auf das Wasser wieder freigaben, tauchte in der Uferwiese ein Kinderspielplatz auf, mit mehreren Spielgeräten. Er war leer, menschenlos. Ein kleines Lokal schloss sich dem Spielplatz an; es schien geschlossen zu haben. *But tell me, where do the children play?*, fragte Cat Stevens aus dem Autoradio.

Nach kurzer Fahrzeit, die von einer steten Abwechslung zwischen Uferwiese und Uferwäldchen geprägt war, wies linker Hand eine Tafel zu den *See-Apartments*. Der Schriftsteller parkte sein Auto am Wegesrand und stieg aus. Ein

schmäler Weg führte zu der hinter einer kleinen Baumgruppe gelegenen Apartmentanlage. Die Fassade des lang gestreckten Gebäudes war mit bereits grau gewordenem Holz verkleidet.

Tief sog der Schriftsteller die Luft in seine Lungen.

Es roch angenehm. Es roch nach Natur, nach Wald, nach See. Und es roch – ja es roch tatsächlich nach Herbst.

Der Schriftsteller beschloss, hier an diesem Ort würde er sich wohlfühlen.

Er nahm einen Schluck Mineralwasser aus der mitgeführten Flasche zu sich, ging daraufhin hinunter zum See und streckte die Hand ins Wasser. Das Wasser war kühler, als er es erwartet hatte.

Dann zündete er sich – bedächtig nahezu – eine Zigarette an.

Die Wasseroberfläche des Sees kräuselte sich; als würde sie ihn begrüßen wollen, dachte er.

Ein Steg führte vor der Apartmentanlage ein Stück weit ins Wasser hinaus.

Am jenseitigen Ufer sah der Schriftsteller einige Tretboote, im Anschluss an den Steg dahinter eine kleine Hütte und etwas weiter oben eine größere. Ein paar Spaziergänger tummelten sich dort. In nicht allzu großer Entfernung zum Bootsverleih lagen drei Häuser.

Der leichte Wind schien das Winseln eines unsichtbaren Hundes durch die Luft zu tragen.

Es war noch eine knappe halbe Stunde Zeit bis zum vereinbarten Termin.

Er hatte sich auf dem Fahrersitz zurückgelehnt und gab sich mit halb offenen Augen seinen Gedanken hin. Wenn er

es sich recht überlegte – und das glaubte er zu tun –, erinnerte ihn diese Ortschaft tatsächlich sehr an seinen Wohnort. Ein kleiner Flecken, eingebettet ins Grüne, geprägt von Mehrparteienhäusern auf der einen und Ein- und Zweifamilienhäusern auf der anderen Seite; zahllose Laub-rechen-de Hobbygärtner; und sogar ein See war nur wenige Kilometer entfernt von seinem Wohnort. Wenngleich jener See keine Spur von touristischen Zügen aufwies; die Region war eine, wie es hieß, Krisenregion, der Schriftsteller wohnte in einer absterbenden, einer aussterbenden Gegend. Die Arbeitslosigkeit war hoch (selbst der Schriftsteller konnte ja davon ein Lied singen – sofern er gesanglich talentiert gewesen wäre), die Jungen wanderten ab, die Alten starben nach und nach weg.

Kultur jedoch bestand in jenem Ort aus mehr als seltsamen, fragwürdigen Veranstaltungen, wie der Schriftsteller fand. Men-Strip und Travestieshows, abgehalfterte Schlagersänger zu Muttertagskonzerten oder Auftritte zweit- oder gar drittklassiger Kabarettisten – nie aber, noch nie hatte man etwa *ihn*, den Schriftsteller, zu einer Lesung oder einer Buchpräsentation eingeladen! Nein, Kultur fand in jenem Ort einfach nicht statt – wirkliche, tatsächliche, ernst zu nehmende, *ernsthafte* Kultur – gleichwohl ob Literatur oder eine andere Sparte. Der Schriftsteller kannte den Kulturreferenten vom Sehen, das schon; aber er empfand es als unangebracht, auf den Gemeindepolitiker zuzugehen und um eine Lesung *anzufragen*. Immerhin wusste man in seinem Wohnort ja Bescheid darüber, was er machte, was er schrieb, gerade über das letzte Buch waren Zeitungsberichte in nicht gerade geringer Größe und Zahl erschienen; und hätte man ihn eingeladen, hätte man das Gespräch mit ihm gesucht, so hätte der Schriftsteller einen Honorarvorschlag

abgegeben und, sofern notwendig, so wie immer verhandelt – und sicherlich wäre man sich einig geworden. Aber er war einerseits zu stolz, um selbst anzufragen – *betteln*, wie er es in diesem Fall sah –, und andererseits war der Schriftsteller einfach bloß ein zurückhaltender Mensch. Gerade in seinem Wohnort.

Obwohl – als Mensch war der Schriftsteller, wie er nun bitter dachte, geradezu vergessen. Nicht mehr existent. Es war seltsam: War er zu Fuß unterwegs (in seinem Wohnort oder auch in der nahen Bezirkshauptstadt – abgesehen von der Zeit, als er in blauer, bereits leicht abgetragener Arbeitskleidung – ja *Verkleidung* – die Rückenspritze mit sich herumschleppen musste), so passierte es ihm immer wieder, dass ihn ihm mehr oder weniger, teilweise sogar völlig unbekannte Leute ansprachen auf seine Bücher, seine Literatur. Dem Schriftsteller war dies irgendwie unangenehm, einerseits, denn er hätte lieber seine Ruhe gehabt; andererseits zeigte ihm gerade dies, dass er doch ins lokale öffentliche Bewusstsein gerückt war. Als Schriftsteller hatte er somit einen Bekanntheitsgrad erwirkt (nicht bekommen, sondern sich erarbeitet, sich erschrieben, sagte er sich bei diesem Gedanken); als Mensch, ja als Mann war er aber der absoluten Vergessenheit anheimgefallen. Schmerzlich erinnerte sich der Schriftsteller seines einige Wochen zurückliegenden Geburtstages: Niemand, kein einziger Mensch, tatsächlich niemand hatte ihm eine Glückwunschkarte geschickt (nicht einmal die Bank, bei der er sein Konto hatte und die dies ansonsten jährlich getan hatte, in Verbindung mit einem, wie der Schriftsteller fand, banalen Gedicht; aber wahrscheinlich musste sie Sparmaßnahmen auf sich nehmen). Nur seine Schwester, auch im Namen ihres Mannes und der beiden Söhne, hatte ihm telefonisch gra-

tuliert. Ja, die Schwester, die auch auf seine Wohnung ein Auge haben würde während seiner dreiwöchigen Abwesenheit, vor allem würde sie die Pflanzen gießen ... Seine Schwester hatte es *geschafft*, nach landläufiger Vorstellung: Nach der Lehre als Industriekauffrau in einem großen, global agierenden Konzern war es ihr gelungen, trotz zweimaliger Karenz hintereinander, weiter in jenem Unternehmen beschäftigt zu bleiben. Dazu hatte sie vermögend geheiratet, einen damaligen Sparkassen-Filialleiter und nunmehrigen Finanzdienstleister und Vermögensberater, und vor einigen Jahren hatten sie begonnen ein Haus zu bauen, das sie mittlerweile, ein paar Kilometer von der Wohnung des Schriftstellers entfernt, bewohnten. Das Haus gefiel dem Schriftsteller zwar überhaupt nicht – moderne Architektur, ja Architektur an sich war aber Geschmackssache, und er hätte und hatte seiner Schwester seine ehrliche Ansicht darüber auch nie mitgeteilt.

Der Schriftsteller blickte in den Rückspiegel: Ein Auto näherte sich. Bremste hinter ihm ab und parkte sich ein. Eine junge Frau stieg aus. Der Schriftsteller schätzte ihr Alter auf kaum dreißig; man konnte vielleicht sogar von einem Mädchen Anfang bis Mitte zwanzig sprechen. Sie trug ihr dunkles Haar halblang und unter ihrem Dekolleté war es ziemlich flach. Der Schriftsteller stieg aus seinem Wagen.

Kaum eine halbe Minute später war auch die Kulturreferentin, eine korpulente, um nicht zu sagen schwergewichtige Dame um die fünfzig mit toupiertem, wasserstoffblondem Haar eingetroffen. Der Schriftsteller fühlte sich von den beiden Damen regelrecht hofiert; ein Gefühl, das ihm gefiel. Die Mädchenfrau, die sich als die Dame vom Kulturverein herausgestellt hatte, hatte den Schlüssel für das

Apartment mit; ein Computer stehe dort für seine literarisch-produktiven Aktivitäten zur Verfügung, meinte sie lächelnd, fügte noch an: Die nötige Ruhe zum Schreiben werde er hier sicherlich vorfinden, zumal die kleine Apartmentanlage um diese Jahreszeit leer stehe, und blickte ihm erwartungsvoll ins Gesicht.

Die Kulturreferentin redete etwas von großer Ehre und bedeutsames Signal; nach jedem Satz schien sie kurzatmiger zu werden. Sie schwitzte leicht und wischte sich mit einem Taschentuch mehrmals über die Stirn: Dieser Föhn sei kaum auszuhalten, wirke sich gar nicht gut aus auf ihr Asthma. – Am wichtigsten an ihren Worten erschien dem Schriftsteller die Bemerkung, am nächsten Vormittag werde sie ihn abholen, um mit ihm eine Runde durch den Ort zu drehen; im Anschluss daran würde der Herr Bürgermeister im Gemeindeamt einen kleinen Empfang veranstalten. Auch Vertreter der regionalen Presse seien dazu eingeladen, meinte sie nach einer kleinen Atempause strahlend.

Der Schriftsteller entschied, dass es ihm hier auf jeden Fall gefallen würde.

Die Mädchenfrau überreichte ihm nicht nur den Schlüssel für das Apartment, das sie ihm eigenhändig aufgesperrt und daraufhin mit einem aufgesetzt wirkenden staunenden Blick und ebensolchen Worten gelobt hatte, sondern auch einen Umschlag mit dem Geld, mit dem das Stipendium dotiert war (*Leider nur große Scheine*, meinte sie scherzhaft), und er quittierte dessen Empfang. – Als die beiden Frauen ihn wieder sich selbst überlassen hatten, bezog der Schriftsteller seine Unterkunft – Apartment Nr. 1. Das Apartment bestand aus einem kleinen Flur, einer kleinen Kochnische (Küche wäre zu viel gesagt gewesen) mit integriertem Ess-

platz, einem größeren Wohn-Schlaf-Zimmer mit einer bunten, offenbar ausziehbaren Couch als fürs Auge zentrales Element und einem kleinen Badezimmer. Es war zweckmäßig eingerichtet, in durchwegs hellen Tönen. Ein sowohl vom Stil (leicht ältlich) als auch vom Ton (mitteldunkel) nicht ganz dazu passender, etwas abgenutzter Schreibtisch war in eine Ecke des größeren Raumes gestellt; auf ihm befand sich der Computer, samt Drucker und einem Stoß Papier sowie mehreren Schreibstiften. Ein Fernsehapparat fand sich ebenfalls im Raum vor. Eine hölzerne Veranda lag in Richtung See, dessen Ufer fünfzehn, vielleicht zwanzig Meter entfernt war. Der Schriftsteller öffnete die Verandatür und ließ die warme Oktoberluft in die Unterkunft. Der Nachmittag war etwa zur Hälfte vorangeschritten.

Nachdem er seine Taschen ausgeräumt und sein Gepäck im Apartment verstaut hatte (die drei Wörterbücher, der er mithatte, deponierte er auf dem Schreibtisch), verspürte der Schriftsteller ein Hungergefühl und aß, auf der hölzernen Verandabank sitzend, seine beiden mitgebrachten Wurstbrote, wobei er dazu eine Flasche Bier trank – von seinem ebenfalls mitgebrachten *Sixpack*. Sicher, er hätte dazu auch einfach nur Sechserträger oder, wie es landläufig üblich war, *Sechsertragerl* sagen können – aber wie klangen diese beiden Wörter schon im Vergleich zum Abenteuer, Romantik, Heldentum, Sinn, ja *Leben* verheißenden *Sixpack*? Und war so gesehen in dieser seiner Situation nicht einzig und allein der Begriff *Sixpack* der treffende? – Das Bier schmeckte leicht lauwarm und der Schriftsteller erhob sich, um die übrigen fünf Flaschen im Kühlschrank in der Kochnische zu verstauen.

Der Kühlschrank war völlig leer, auch die Obstschale im Zimmer. Es gab kein Radio, keinen CD-Player ... Der

Schriftsteller ärgerte sich: Er hätte doch diese Eventualität ins Auge fassen und sein Gerät von zu Hause mitnehmen sollen. Denn er konnte gut, konnte konzentriert arbeiten entweder bei völliger Ruhe oder wenn gute Musik dezent im Hintergrund erklang. *Gute* Musik – das war natürlich seine Lieblingsmusik. Und die konnte – je nach Lust und Laune – durchaus variieren. Bei *Cohen* konnte er stundenlang intensiv arbeiten – bei *Beethoven* musste er nach spätestens zwei Stunden abdrehen und vertrug nur noch Stille – bei *indianischer Flötenmusik* verging die Zeit wie im Flug – bei *Placebo* schrieb er, nach seinem subjektiven Empfinden, wie ein Wilder (wie schreibt eigentlich ein Wilder?, dachte er dabei). Er hatte jedenfalls ein paar seiner CDs mitgenommen. – Ein Gedanke kam ihm und er inspizierte den Computer: Nein, keine Lautsprecher, keine Boxen. Und nicht einmal ein CD-Laufwerk, so alt war dieses Modell bereits. Von einem Internetanschluss ganz zu schweigen.

Er setzte sich wieder auf die Veranda.

Als die Sonne das Tal verließ, wurde es rasch kühl. Der Schriftsteller ging hinein, schloss die Verandatür und legte sich auf die Couch. Wieder spürte er seinen schmerzenden Rücken, der durch die stundenlange Autofahrt wohl zusätzlich in Mitleidenschaft gezogen war. Er griff zu seinem Handy – *tragbare Fernsprechapparatur* nannte er es für sich – und rief seine Schwester an.

Er erinnerte sie, nicht auf das (sparsame, wie er betonte) Gießen der Pflanzen in einigen Tagen zu vergessen, und meinte, er hätte zwar noch keine richtige Idee, schätze aber, er würde bereits diese Nacht mit der Arbeit beginnen. Er fühle sich wohl an diesem Ort, man habe ihn sehr freund-

lich empfangen, und es komme nun nur noch darauf an, dass er den ersten Satz finde.

Nach dem Telefonat nickte der Schriftsteller ein.